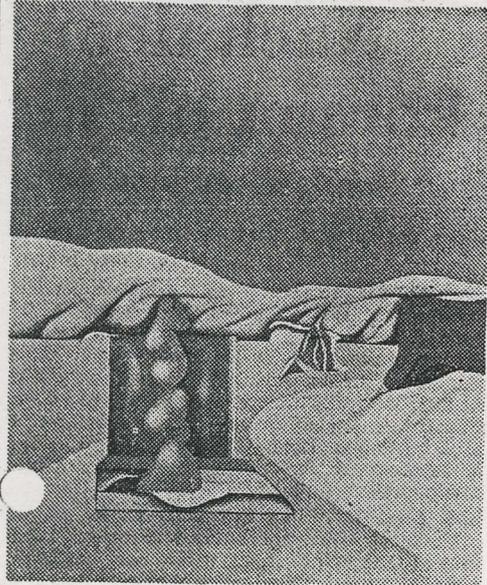


1970

# Nornen am Mittelmeer

Joachim Senger in der Neuen Nationalgalerie



KEINEN TITEL hat dieses Ölbild von Joachim Senger, der im Grafischen Kabinett der Neuen Nationalgalerie Arbeiten der letzten zehn Jahre zeigt. Zu unserer Ausstellungsbesprechung.

Foto: von Jaanson

Die meisten seiner Arbeiten tragen die schlichte Bezeichnung „Ohne Titel“. Wo Joachim Senger seinen Ölbildern, Gouachen, Zeichnungen dennoch Titel gegeben hat, umreißen sie die Entwicklung, die der Maler und Zeichner nahm. Was 1961 als „Mauerbild“ firmiert, findet sich 1965 als „In die Mauer gewachsen.“

Senger, 1929 in Berlin geboren und auch an der hiesigen Hochschule für bildende Künste ausgebildet, bei Hans Orłowski, hat seine malarischen Erfahrungen nahezu ausschließlich vom Mittelmeerraum — genauer gesagt: im Iberischen — bezogen. Er lebt seit 1956 wechselweise in Altea, Spanien, und in seiner Heimatstadt, er hat eine fast einjährige Studienreise nach Mexiko unternommen. Südliche Mauern könnten die Motive seiner frühen Arbeiten gewesen sein. In sie hinein sind dann weitere mediterrane Reminiszenzen gewachsen. Kürzel für landschaftliche und vegetative Formen — nicht eigentlich Symbole, wohl aber so etwas wie Quintessenzen visueller Erfahrung.

Auch die Farben scheinen mittelmeerischer Herkunft. Meist dominiert ein Klang von Okker, Gelb und Braun, mitunter von einem fahlen Blau überspannt wie Himmel, Erde, Felsenstein.

Aber die Retrospektive im Grafischen Kabinett der Neuen Nationalgalerie ist noch nicht zuende. Ab 1965 tauchen Titel auf wie „Vogeldrama, letzter Akt“, „Halbwegs vergraben“ und „Raum für Wüstenvögel“. Die in die Mauer gewachsenen südlichen Formen lösen sich wieder von ihnen, gewinnen Eigenleben und nähern sich einem klassischen Surrealismus. Was 1967 „In die Landschaft gestellt“ wird, erinnert in der Konzeption an Yves Tanguy: zu Salzsäulen erstarrte Landschaft.

Noch später geht Senger, auf den Spuren seines Studienfreundes Heinrich Richter, nach Chexbres in die Schweiz, wo er, 1969, sein Formenarsenal neu ordnet. Er faßt es in ein-

zeln umrandete Kästen, die wie Bilder im Bild stehen und in denen die surrealistischen Details plötzlich erstaunlich ornamentale Züge annehmen, ohne daß ihre ursprüngliche Substanz, ihr Herkommen von der spanischen Landschaft, verloren ginge.

Das ist alles ungemein sensibel, eine Form vor erlesener Surrealistik, die, was sie sagen will, vornehmlich lyrisch ausdrückt, und die sich vor allen Kraßheiten scheut, freilich auch vor allem Definitiven. Darf man, zum Beispiel, in den landschaftlichen Sublimitäten hin und wieder Figürliches vermuten? Handelt es sich bei den eingeschlossenen Spiralförmigen, die sich in manchen Bildern aus einem anscheinend unterirdischen Gefängnis zu befreien suchen, um so etwas wie „Triebkräfte der Erde“ (wie Fritz Winter seine halb-abstrakten Aquarelle der vierziger Jahre genannt hat)? Darf man überhaupt die zarten Anspielungen als direkte Chiffren oder gar Metaphern nehmen? Sie sind zwar klar und eindeutig dargestellt, aber sie beantworten trotzdem keine der Fragen. Senger liebt die Andeutung, und er liebt es garnicht, den Betrachter festzunageln: Nervenmalerei, die grobe Verbildlichung nicht nötig hat, die einem nicht entgegenspringt, die eher erstandenerfaßt werden will.

Der Nachteil: vieles bleibt im Ungefähren, allzu sehr verschlüsselt, wenig greifbar. Es ist eben doch ein Nordländer, der sich ans Mittelmeer begeben hat, dessen Klarheit und Eindeutigkeit zwar das äußere Bildgefüge bestimmt, das aber, Nornen im Süden, durchsetzt erscheint von vergrübelter, schwerblütiger transalpiner Metaphysik. — Eine leise Ausstellung, die wie auf Zehenspitzen auftritt.

Heinz Ohff

(Neue Nationalgalerie, Potsdamer Straße 50, bis 2. März, Montag 9—21 Uhr, Mittwoch bis Sonntag 9—17, Sonntag 10—17 Uhr, Dienstag geschlossen)